

Heiner Minssen

Crisis? What Crisis?¹ – Zur Situation der Arbeits- und Industriesoziologie

Abstract

In der deutschen Arbeits- und Industriesoziologie ist eine Debatte über die (angeblich) krisenhafte Situation des Faches entbrannt. Dies hat seinen Grund in der impliziten oder expliziten Forderung nach einer gesellschaftstheoretischen Fundierung des Faches. In dem Artikel wird gezeigt, dass dieser Anspruch nicht mehr angemessen ist; zudem führt er dazu, die Verdienste der Forschung nicht ausreichend zu würdigen. Stattdessen wird für eine Beschränkung auf Theorien mittlerer Reichweite plädiert. Zugleich werden Überlegungen nach dem Gegenstandsbereich der Arbeits- und Industriesoziologie angestellt. Er besteht in der Analyse der Transformation von Arbeitskraft in Arbeit. Damit behandelt die Arbeits- und Industriesoziologie ein für die Entwicklung moderner Gesellschaften nach wie vor zentrales Untersuchungsfeld.

1. Einleitung

Informierte Reflektionen über das Fach und Standortbestimmungen haben in der Arbeits- und Industriesoziologie eine lange Tradition. So sprachen Braczyk/Schmidt (1982) von einer „Renaissance“, Naschold (1987) von einer „Hochphase“ und vor kurzem Hirsch-Kreinsen (2000) vom „goldenen Zeitalter“ – bezeichnenderweise aber jeweils in der Retrospektive: *nach* einer „Renaissance“ in den sechziger Jahren, *nach* einer „Hochphase“ in den achtziger Jahre, *jenseits* des „goldenen Zeitalters“, das durch den Fordismus und damit durch ein relativ gut erklärtes Produktionsmodell gekennzeichnet war. In den Phasen selbst jedoch war dies niemandem aufgefallen; niemand zeigte sich in den sechziger Jahren erfreut über die „Renaissance“, in den Achtzigern über die „Hochphase“ oder in den Neunzigern über das „goldene Zeitalter“.

Im Gegenteil: Düstere Zustandsbeschreibungen und Prognosen – in Bezug auf das Fach ebenso wie in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand – sind in gewisser Weise ein Charakteristikum der deutschen Arbeits- und Industriesoziologie². Dies lässt sich auch neuerdings wieder beobachten. Ausgelöst durch einen Aufsatz von Kühl (2004), in dem unter Rückgriff auf Touraine (1972), Herkommer (1972) und Brandt (1990) von „der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriesoziologie“ die Rede ist, hat sich eine Debatte über den (angeblich) kritischen Zustand der Arbeits- und Industriesoziologie entwickelt. Ausgangspunkt der Überlegungen von Kühl ist die Beobachtung, dass mit dem Verlust der Marxschen

1 Die Älteren unter Ihnen werden die Anspielung auf den Titel des Supertramp-Album aus dem Jahre 1975 bemerkt haben.

2 Das gilt natürlich auch für die genannten Beiträge. Mit dem Hinweis auf die verflissenen guten Zeiten sollte ja gerade betont werden, dass Gegenwart und Zukunft alles andere als rosig aussehen.

Theorie der Arbeits- und Industriosozologie eine „Großtheorie“ abhandeln gekommen ist, die es erlaubte, empirische Befunde in Richtung auf Gesellschaftstheorie zu theoretisieren. Er sieht drei Entwicklungsszenarien: eine (weitere) Enttheoretisierung, eine „Zuflucht“ zu Theorien mittlerer Reichweite oder aber eine gesellschaftstheoretische „Re-Fundierung“ der Arbeits- und Industriosozologie – letzteres das Entwicklungsszenario, das er favorisiert. Dafür erscheinen ihm die Marxsche Theorie und die Theorie funktionaler Differenzierung als besonders geeignet, wobei es offen sei, welche der beiden „gesellschaftstheoretischen Perspektiven sich durchsetzen kann“ (Kühl 2004, 11)³.

Maurer (2004) zeigt sich in einer direkten Antwort zwar irritiert, dass Angebote aus dem Bereich individualistisch-rationalistischer Sozialtheorien in der Arbeits- und Industriosozologie nicht zur Kenntnis genommen werden, vermutet aber ebenfalls in der marxistischen Theorietradition ein Erkenntnis- und Erklärungsprogramm, das nutzbar gemacht werden kann. Allerdings haben sich die bisherigen Strukturklärungen als defizitär erwiesen, so dass es insbesondere auf eine Verbindung von Handlungs- und Strukturebene ankommt, die in der Marxschen Theorie jedoch angelegt, bisher aber zu wenig beachtet sei.

Pfeifer/Jäger (2006) zufolge stoßen Forderungen nach einer handlungstheoretischen Fundierung der Arbeits- und Industriosozologie freilich ins Leere, da eine handlungstheoretische Fundierung mit dem Konzept des „subjektivierenden Arbeitshandelns“ (etwa Böhle 2002) längst vorliegt. Anders freilich sieht es mit der angeforderten Verbindung von Handlungs- und Strukturebene aus, aber auch hier verfügt die Arbeits- und Industriosozologie mit dem Konzept des „Arbeitsvermögens“ bereits über einen Ansatz, der jedoch einer „dialektischen Reanimation“ bedarf, indem scharf unterschieden wird zwischen Arbeitskraft und Arbeitsvermögen. Kurzum: alles halb so schlimm; die kritischen Einwände sind überflüssig, weil die Arbeits- und Industriosozologie sie schon längst erfüllt hat, auch wenn ihr das selbst gar nicht bewusst ist.

Dies wiederum bestreitet Jürgens (2005). Ihrer Auffassung nach bedarf die Arbeits- und Industriosozologie dringend einer „Gegenstandserweiterung auf neue Arbeitsformen und Beschäftigungssegmente“ (Jürgens 2005, 177; im Original hervorgehoben); gefordert sind eine Abkehr von der „Fixierung auf Erwerbsarbeit“ und eine Erweiterung der Untersuchungsperspektive in Richtung auf Familien- und Hausarbeit, private Sorgearbeit, Eigenarbeit oder ehrenamtliches Engagement.

Fasst man diese Beiträge zusammen, so können zwei zentrale Grundlinien festgehalten werden: Zum einen zeigen sich „zarte Vorboten eines Marxschen Shifts in der Arbeits- und Industriosozologie“ (Pfeiffer/Jäger 2006, 7), was insofern bemerkenswert ist als bereits Brandt (1984, 204) nicht ohne Grund von „verheerenden Folgen“ sprach, die sich aus der Immunsisierung der Industriosozologie gegenüber Veränderungen ihres Gegenstandsbereichs als Folge der Orientierung an der Marxschen Theorie ergeben könnten. Und vielleicht sollte man auch mal in Erinnerung rufen, dass – bei allen Verdiensten, die Marx als Theoretiker zweifellos hat – eine Gesellschaftsanalyse, die ihren Ausgangspunkt in der Ware nimmt und damit a priori ein Primat der Ökonomie unterstellt, heute nach Bourdieu, nach Habermas, nach Luhmann, nach Giddens nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit ist.

Zum anderen scheint man sich, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaße, in der Diagnose grundlegender Defizite der Arbeits- und Industriosozologie einig zu sein: bei Kühl (2004)

³ Dies die gewissermaßen offizielle Version. Allerdings ist schon auffällig, dass der Marxschen Theorie deutlich mehr Platz eingeräumt wird als der Systemtheorie, so dass die Ausführungen sich durchaus als Ratschlag lesen lassen, sich stärker auf die Wurzeln in der Marxschen Theorie zu konzentrieren. Aus dem Munde von Kühl, dem wohl nicht zu Unrecht eine starke Präferenz für die Systemtheorie unterstellt werden darf (vgl. Jürgens 2005), ist dies allerdings ein sehr zweifelhafter Rat.

der fehlende gesellschaftstheoretische Bezug, bei Maurer (2005) die mangelnde Verbindung von Handlungs- und Strukturtheorie, bei Jürgens (2005) die Konzentration auf Erwerbsarbeit und bei Pfeiffer/Jäger (2006) die fehlende Integration der vorhandenen Forschungsergebnisse. Auf diese Weise hat sich eine Debatte entzündet, die streckenweise absurde Züge trägt, suggeriert sie doch eine Krise der Arbeits- und Industriesoziologie, die – darauf hat bereits Jürgens (2005) hingewiesen – angesichts der Zentralität des Themas „Arbeit“ in der öffentlichen Diskussion, der Forschungsaktivitäten der Fachvertreter und nicht zuletzt des Zuspruchs auf Soziologiekongressen und Sitzungen der einschlägigen DGS-Sektion sehr merkwürdig anmutet⁴.

Doch offensichtlich gibt es einen Bedarf an derartigen Debatten. Ich sehe den Grund zum einen in dem weiterhin explizit betonten oder wenigstens implizit mitgeschleppten, aber kaum eingelösten Anspruch eines gesellschaftstheoretischen Bezugs, der die problemschwangere Attitüde vieler Fachvertreter erklärt, und zum anderen in der Ungewissheit über den Gegenstand und damit die Bedeutung des Faches. Beides hat die Arbeits- und Industriesoziologie überhaupt nicht nötig, und das soll im Folgenden näher ausgeführt werden.

2 Der gesellschaftstheoretische Anspruch der Arbeits- und Industriesoziologie⁵

Es ist noch gar nicht so lange her, da war die Industriesoziologie die soziologische Königsdisziplin. Vor zwanzig Jahren konnten Braczyk u. a. (1982, 17) noch selbstbewusst formulieren: „Solange industrielle Produktion und Industriearbeit das gesamtgesellschaftliche Geschehen objektiv beherrschende Phänomene darstellen, solange bleibt Industriesoziologie mehr als eine ‚Bereichs‘-Soziologie, solange bleibt Industriesoziologie ein wichtiges Stück allgemeiner Soziologie der gegebenen Gesellschaftsformation“. Industriesoziologen reklamierten somit für sich, immer auch zugleich allgemeine Soziologie zu betreiben. Dies war allerdings an die Bedingung geknüpft, dass die moderne Gesellschaft mit der Industriegesellschaft gleichgesetzt werden konnte, also einer Gesellschaft, die gekennzeichnet ist durch einen spezifischen Typus von Arbeit, eben Industriearbeit, die in der Regel von Männern ausgeübt wird, durch eine tayloristische Organisation von Arbeit als Voraussetzung der Massenproduktion und ein darauf bezogenes System von industriellen Beziehungen, Ausbildung und Arbeitsmarktregulierung. Mit diesem Verständnis von „Industriegesellschaft“ stand ein Konzept der Gesellschaftsanalyse zur Verfügung, das allenthalben geteilt wurde und das vor allem versprach, mit empirisch gesättigten Aussagen über den industriellen Sektor zugleich Rückschlüsse auf die Gesellschaft insgesamt ziehen zu können.

Auf eine derartige Idee, seine Tätigkeit umstandslos als einen Beitrag zur allgemeinen Soziologie zu deklarieren, käme heute keine Industriesoziologin mehr, denn eine wesentliche Bedingung für dieses Selbstbewusstsein ist nicht mehr erfüllt: Gesellschaft ist kaum noch allein über industrielle Produktion und Industriearbeit zu erklären. Zunehmend wird in Zweifel gezogen, ob moderne Gesellschaften überhaupt noch als Industriegesellschaft begrifflich angemessen zu erfassen sind; mittlerweile gibt es eine Vielzahl von konkurrierenden Angeboten,

4 Mir liegen keine überprüfbaren Daten vor, aber nach meinem aus der Lehrtätigkeit an der Ruhr-Universität Bochum gewonnenen Eindruck erfreuen sich thematisch einschlägige Veranstaltungen auch unter Studierenden einer erheblichen Beliebtheit. Dies wird zukünftig sicherlich noch weiter befördert, da nun auch wieder brauchbare Einführungen (vgl. nur Hirsch-Kreinsen 2005) vorliegen.

5 Im Folgenden verwende ich einige Passagen aus Minssen 2006a.

seien es nun die Risikogesellschaft, die Wissensgesellschaft, die Organisationsgesellschaft, die Erlebnisgesellschaft oder gleich die funktional differenzierte moderne Gesellschaft (vgl. die Zusammenstellungen bei Schimank/Volkman 2000, Kneer u. a. 2001).

Dies hat zu einer Verunsicherung des Faches hinsichtlich der Relevanz der produzierten Forschungsergebnisse geführt. Gleichwohl wird oftmals an dem Anspruch festgehalten, Gesellschaftstheorie zu betreiben, d. h. in der Forschung immer auch zugleich einen Beitrag zur allgemeinen Soziologie zu leisten. Allerdings steht ein überzeugendes und im Fach allgemein akzeptiertes Theorieangebot, das diesen Anspruch auf Gesellschaftstheorie einzulösen vermag, nicht zur Verfügung, seit mit der Erosion der Industriegesellschaft auch die Marxsche Theorie, die eine solche „Großtheorie“ darstellte, viel von ihrer Überzeugungskraft verloren hat. Marx ist als Theoretiker ja nicht, wie Kühl (2004, 10) behauptet, wegen des Zusammenbruchs des Staatssozialismus aus dem allgemeinen Interesse verdrängt worden – jedenfalls nicht in erster Linie –, sondern weil wegen der fortschreitenden Differenzierungsprozesse in Betrieb und Gesellschaft die empirischen Befunde nicht mehr in einer strukturtheoretischen Argumentationskette zu interpretieren waren.

Bescheidenere Ambitionen, die das „Projekt einer Theorie ‚der‘ Gesellschaft“ zum „Wunschtraum“ erklären und Industriesoziologie auf Theorien mittlerer Reichweite beschränkt wissen wollen (Deutschmann 2002, 48), stoßen jedoch auf Widerspruch. Schumann (2002) etwa beharrt darauf, dass für den Empiriker ein Theoriebezug konstitutiv sei – was zweifellos richtig ist, da empirische Befunde ohne Theorie eine Aneinanderreihung mehr oder minder interessanter Fakten bleiben, aber übersieht, dass nicht jede Theorie schon Gesellschaftstheorie ist. Und Kühl (2004, 9) wendet ein, dass dies nicht den Anspruch einlöst, „Arbeits- und Industriesoziologie als umfassende Theorie voranzutreiben“ – was freilich weniger ein Problem der Theorien mittlerer Reichweite als vielmehr des postulierten Anspruchs ist.

Warum, so könnte ja gefragt werden, soll die Arbeits- und Industriesoziologie sich eigentlich auf eine „Großtheorie“ beziehen? Schließlich könnte ja auch ein intelligenter Eklektizismus schon ganz erkenntnisförderlich sein. Verabschiedet man sich also von dem Anspruch und nimmt den Vorschlag von Deutschmann ernst, dann hat die Arbeits- und Industriesoziologie nämlich durchaus etwas vorzuweisen. Es gibt ja Versuche, moderne soziologische Theorieentwürfe für industriesoziologische Fragestellungen nutzbar zu machen – etwa die „reflexive Modernisierung“ von Ulrich Beck (Pries 1991; Deutschmann u. a. 1995; Deiß/Schmierl 2005), Überlegungen des „interpretativen Paradigmas“ (Bosch 1997), den „negotiated-order“-Ansatz (Müller-Jentsch u. a. 1997) und neuerdings die neo-institutionalistische Theorie aus der Organisationsforschung (Schmidt 2004; Pongratz 2005; Minssen 2006b). Zwar ist dies immer nur punktuell geblieben, sicherlich sind die aufgenommenen Fäden nicht weitergesponnen worden⁶ und wohl auch deswegen erziel(t)en diese Versuche keine nachhaltige Wirkung in dem Sinne, dass sie im Fach allseits akzeptiert wurden, aber immerhin konnten unterschiedliche Theorieangebote auf ihren Nutzen für die Interpretation empirischer Befunde überprüft werden. Dies hat zu einer Öffnung gegenüber Fragestellungen beigetragen, die bei einem strikten Bezug auf die Marxsche Theorie oder meinetwegen auch auf die Systemtheorie nicht möglich gewesen wäre, und dadurch zu einem erheblichen Erkenntnisgewinn der Disziplin geführt. Mittlerweile liegen beispielsweise Informationen vor über betriebliche Sozialverfassungen (Hildebrandt/Seltz 1989) bzw. Sozialordnungen (Kotthoff 1994 und 2006), über die Bedeutung von Mikropolitik in betrieblichen Entscheidungsprozessen (Ortmann u. a. 1990), über Ausdifferenzierungsprozesse im Management

6 Dies der berechnete Einwand eines Gutachters.

(Baethge u. a. 1995; Faust u. a. 2000) etc. pp., die bei einem strukturtheoretischen Bezug gar nicht hätten ermittelt werden können.

Mit dem Verzicht auf den Anspruch, mit Arbeits- und Industriesoziologie zugleich allgemeine Soziologie zu betreiben, ist oftmals die Befürchtung eines Bedeutungsverlusts der Disziplin zu einer „normalen“ Bindestrich-Soziologie verbunden. Aber: Was ist eigentlich an dem Status einer Bindestrich-Soziologie so unerträglich? Ich wüsste jedenfalls nicht, weswegen die Arbeits- und Industriesoziologie dadurch, wie immer wieder unterstellt, randständig werden sollte. Die Arbeits- und Industriesoziologie beschäftigt sich mit einem spezifischen Ausschnitt sozialen Handelns und unterscheidet sich insofern nicht von anderen Bindestrich-Soziologien; bei diesem Ausschnitt freilich handelt es sich um einen, wenn nicht sogar *den* für die Reproduktion der Gesellschaft zentralen Bereich, und das wiederum hebt sie ab von anderen Bindestrich-Soziologien. Auch als Bindestrich-Soziologie hat die Arbeits- und Industriesoziologie einen Untersuchungsgegenstand, der quasi aus sich heraus Aussagen über die Gesellschaftsformation erlaubt und insofern per se einen gesellschaftstheoretischen Bezug hat. Das wird deutlich, wenn man sich genauer den Untersuchungsgegenstand vor Augen führt⁷.

3 Der Gegenstand der Arbeits- und Industriesoziologie

3.1 Das Transformationsproblem

Offe (1983) hat nicht zu Unrecht darauf hingewiesen, dass die umfassende soziale Determinationskraft von Erwerbsarbeit soziologisch fragwürdig geworden ist, so dass es ebenso sinnvoll sei, nach dem Gesellschaftsbild des Arbeiters zu fragen wie nach dem des Mineralölverbrauchers oder Mehrwertsteuerzahlers. Allerdings sollte das Kind nicht gleich mit dem Bade ausgeschüttet werden, denn Arbeit ist nicht bedeutungslos geworden, wie es in der immer noch modischen Rede vom „Ende der Arbeitsgesellschaft“ (Dahrendorf 1983) suggeriert wird. Arbeit ist nach wie vor zur Produktion von Gütern und Dienstleistungen erforderlich und damit der entscheidende Faktor für gesellschaftlichen Reichtum; und nach wie vor ist Erwerbsarbeit der zentrale Mechanismus, über den Einkommen, Status und Prestige zugewiesen werden. Dies zeigt bereits ein kurzer Blick auf die Massen(erwerbs-) arbeitslosigkeit, die ja nur deswegen ein gesellschaftlich relevantes Problem darstellt, weil Erwerbsarbeit eben nicht nur Einkommen, sondern auch Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand bedeutet. Insofern mag Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie für die Analyse moderner Gesellschaft an Strahlkraft eingebüßt haben, irrelevant ist sie deswegen keineswegs. Daraus ergibt sich dann auch die Bedeutung der Arbeits- und Industriesoziologie; sie beschäftigt sich mit einem Themenfeld und hat einen Gegenstandsbereich, in dem entscheidend über soziale Wohlfahrt und soziale Ungleichheit bestimmt wird. Einkommen, Karriere, gesellschaftliche Prosperität, letztlich die Sozialstruktur der Gesellschaft – all dies beruht weiterhin auf Erwerbsarbeit.

Lange Zeit stand Industriearbeit, insbesondere die Arbeit im industriellen Großbetrieb im Vordergrund. Bei Braczyk/Schmidt (1982, 16) etwa lesen wir: „Industriesoziologische

⁷ Das hat übrigens in der bisherigen Debatte gefehlt; offenbar waren alle sich einig, wovon die Arbeits- und Industriesoziologie handelt. Ich vermute aber gerade in einem fehlenden Selbstverständnis einen Grund für die kontroversen Einschätzungen.

Forschung richtet sich auf die historisch außerordentlich unterschiedlichen ökonomischen, sozialen und politischen Bedingungen der Herausbildung und des Wandels von Strukturen industrieller Produktion, auf die mit der Dynamik der Industrialisierung verknüpften Formen und sozialen Folgeprobleme gesellschaftlicher Arbeitsteilung und betrieblicher Arbeitsorganisation sowie auf die je gesellschaftsspezifischen Strukturen und Prozesse der Interessensauseinandersetzung um Gestaltung und um die politische Kontrolle von Produktion und Arbeitskräfteeinsatz in Industriegesellschaften“. Ein Bias in Richtung industrieller Sektor ist hier nicht zu übersehen und diese Schieflage ist keineswegs überwunden, wie ein Blick in ein allerdings schon etwas älteres Lehrbuch (Beckenbach 1991)⁸, aber auch ein Blick in die neueste Auflage des „Wörterbuch der Soziologie“⁹ zeigt.

Ein solcher Bias in Richtung Industriearbeit ist allerdings hoch problematisch, weil die Arbeits- und Industriosozologie sich damit selbst einen sukzessiven Verlust ihres Untersuchungsfeldes bescheinigt. Denn auch wenn es sicherlich voreilig war, das Ende der Arbeitsgesellschaft auszurufen, so darf doch nicht übersehen werden, dass sich der Gegenstandsbereich der Arbeits- und Industriosozologie erheblich verändert hat. Arbeit hat ihr Gesicht gewandelt; sie ist nicht mehr gleichzusetzen mit Industriearbeit oder gar körperlich schwerer Arbeit im Bergbau und in der Stahlindustrie. Stattdessen hat ein Typus von Arbeit an Gewicht gewonnen, der oftmals als „Wissensarbeit“ bezeichnet wird. Dies ist zwar ein problematischer Begriff, da er im Gewand des Neuen daherkommt, obwohl auch körperliche Arbeit ohne Wissen nicht denkbar ist. Richtig aber ist, dass geistige Arbeit erheblich an Bedeutung gewonnen hat. Dies hat nicht nur die Arbeitsinhalte verändert, sondern auch die Bedingungen, unter denen gearbeitet wird. Stärker als früher wird auf das Leistungsvermögen, das Engagement und die Selbststeuerungsfähigkeiten der Beschäftigten gesetzt. Diese „subjektive Modernisierung der Arbeitsgesellschaft“ (Heidenreich 1996) ist in der Arbeits- und Industriosozologie auch aufmerksam zur Kenntnis genommen worden, wie etwa die Debatte über die Subjektivierung von Arbeit (vgl. als Überblick Lohr 2003) oder über Prozesse der Entgrenzung (Kratzer 2003; Sauer 2005) zeigt.

Ebenso wenig kann noch von einer Fokussierung der Forschung auf „Strukturen industrieller Produktion“ die Rede sein. Auch wenn Deutschmann (2001) mit seiner Kritik sicherlich Recht hat, dass die Arbeits- und Industriosozologie in Gefahr steht, mit ihrer Fixierung auf den Taylorismus ein ideologisches Bild der qualifizierten Angestellten- und Expertentätigkeiten zu zeichnen und auch wenn nach wie vor ein großer Teil der Befunde in Untersuchungen im industriellen Sektor erhoben werden, ist doch nicht zu übersehen, dass Dienstleistungsarbeit als Untersuchungsgegenstand zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. Wir wissen mittlerweile eine ganze Menge über interaktive Dienstleistungsarbeit, also Tätigkeiten, die sich durch eine trianguläre Beziehung zwischen Beschäftigten, Kunden und Unternehmen auszeichnen (Jacobsen/Voswinkel 2003), bei denen es sich um hochqualifizierte Tätigkeiten – man denke etwa an die Tätigkeiten von Anwälten, Architekten, Steuerberatern und Brokern (dazu Bläsche/Gensior 2003) – ebenso handeln kann wie um Tätigkeiten mit geringen Qualifikationsanforderungen etwa in der Fast-Food-Industrie (Voswinkel 2000). Wir wissen, dass eine tayloristische Rationalisierungslogik auch in Call-Centern an ihre Schranken stößt (Holtgrewe/Kerst 2002 und einige der Beiträge in Kleemann/Matuschek 2003), da diese Grenzstellen zwischen Organisation und Umwelt darstellen. Und wir wis-

8 Hier ist davon die Rede, dass Industriosozologie sich „auf Strukturen, Prozesse und soziales Handeln in der industriellen Güterproduktion“ bezieht (Beckenbach 1991, 3).

9 in dem Schmidt (2002) fast wortgleich die zwanzig Jahre alte, von ihm und Braczyk verfasste Passage wiederholt.

sen, dass Rationalisierung im Einzelhandel oftmals in Form einer stärkeren Ausrichtung an Kennziffern und Kennzahlen, also an Marktmechanismen erfolgt (Voss-Dahm 2003). Das mag immer noch unbefriedigend sein – was seinen Grund auch darin hat, dass es sich bei Dienstleistungsarbeit um ein theoretisch sehr sperriges und disparates Feld handelt, so dass eine Verallgemeinerung der einzelnen Befunde schwer ist –, doch eine Beschränkung der Arbeits- und Industriesoziologie auf den industriellen Sektor kann ernsthaft nun wirklich nicht mehr behauptet werden.

Die Veränderungen im Forschungsfeld machen eine Gegenstandsbestimmung der Arbeits- und Industriesoziologie allerdings heute schwerer als früher. Brose (1998, 134) hat angesichts der fortschreitenden Prozesse der Tertiarisierung, sozialen Differenzierung und einer damit verbundenen, offensichtlichen Veränderung der Sozialstruktur nach dem „evidenten Forschungsgegenstand der Industriesoziologie“ gefragt und dies ist zweifellos eine berechnete Frage. Wegen der skizzierten Veränderungen des Untersuchungsfeldes kann zur Beantwortung der Frage nicht an die erwähnten Versuche einer Begriffsbestimmung angeknüpft werden. Wir müssen deswegen einen anderen Zugang suchen und knüpfen dabei an Überlegungen zur Beziehung von Organisation und Umwelt an.

Lange Zeit wurde dieses Verhältnis als ein deterministisches interpretiert: Organisationen verändern sich in Abhängigkeit von Veränderungen ihrer Umwelt; ein Wandel der Umweltbedingungen muss demzufolge einen Wandel der Organisationsstrukturen nach sich ziehen. Das Verhältnis von Umwelt und Organisation wurde also kausal-deterministisch gefasst: Umwelt als unabhängige, Organisation als abhängige Variable. Aus der modernen Organisationsforschung ist jedoch bekannt, dass Organisationen sich eben nicht in dieser strikten und unmittelbaren Abhängigkeit von ihrer Umwelt wandeln, sondern dass sie selbst entscheiden, wie sie auf Umweltveränderungen reagieren. Umwelt stellt für soziale Systeme ein „Rauschen“ dar, das erst dann zu Reaktionen führt, wenn dieses Rauschen organisationsinterne Irritationen hervorruft; ein Sachverhalt muss „auf die Entscheidungszusammenhänge des Systems bezogen werden“ (Luhmann 1988, 173), bevor er organisationsintern als Entscheidungsproblem thematisiert wird. Die Umwelt ist also keine fixe Größe, sondern Organisationen „konstruieren“ ihre Umwelt. Als ein relevantes Problem müssen Sachverhalte überhaupt erst einmal definiert werden, und zwar von durchsetzungsmächtigen Akteuren, die in der Lage sind, ihre Sichtweise für die Organisation verbindlich zu machen. In der Industriesoziologie ist dies gelegentlich (Pries 1991; Minssen 1992) als „Transformationsproblem“ bezeichnet worden, um deutlich zu machen, dass die betriebliche Verarbeitung von Umwelteinflüssen ein „*konstruktiver Prozess* der stofflichen und sozialen Gestaltung von Wirklichkeit“ (Pries 1991, 134; Hervorhebung im Original) ist.

Damit wird die begrenzte Unabhängigkeit – Luhmann würde sagen: die operative Geschlossenheit – von Betrieben betont und dies verschafft einen Zugang zu dem Gegenstandsbereich der Arbeits- und Industriesoziologie. Betriebe haben nämlich drei Zugriffsbereiche, die im Sinne einer optimalen Kapitalverwertung gestaltbar sind, und zwar Technik, Organisation und Arbeit¹⁰. Als „Transformationsproblem“ formuliert, geht es um die Transformation von Technologie in Technik, von Konzepten der Organisierung in Organisation und schließlich um die Transformation von Arbeitskraft in Arbeit. Letzteres ist das entscheidende Transformationsproblem. Betriebe müssen bekanntlich die Differenz zwischen Arbeitskraft und Arbeit, d. h. die Differenz zwischen der Fähigkeit zu arbeiten auf der einen und der Entäußerung

10 Ohne die strukturtheoretische Ausrichtung zu teilen, mache ich hier Anleihen an den „Münchener Betriebsansatz“ (Altmann/Bechtle 1971; Altmann u. a. 1978; Bechtle 1980 und neuerdings wieder Schmierl/Pfeiffer 2005), der in der „Renaissancephase“ der Arbeits- und Industriesoziologie für viel Furore sorgte.

dieser Fähigkeit, also tatsächlicher Arbeit auf der anderen Seite bewältigen. Schließlich bedeutet die Fähigkeit zu arbeiten keineswegs, dass auch wie gewünscht gearbeitet wird. Der Abschluss eines Arbeitsvertrages löst dieses Transformationsproblem nicht, denn in einem Arbeitsvertrag sind nur die allgemeinen Bedingungen der Verausgabung von Arbeitskraft (im Extremfall nur Arbeitszeit und Arbeitsentgelt) geregelt, nicht jedoch die Art und Weise, wie gearbeitet wird. Dies ist nicht einer unzureichenden Vertragsgestaltung, sondern dem Gegenstand selbst geschuldet; motiviertes Arbeiten kann vertraglich schlechterdings nicht vereinbart werden.

Die sich aus der Unbestimmtheit des Arbeitsvertrages ergebende Problematik einer Transformation von Arbeitskraft in Arbeit ist das entscheidende Problem, das Betriebe und Verwaltungen immer wieder neu zu lösen haben. Erkannt wurde es bekanntlich bereits von Marx: „Die eigentümliche Natur dieser spezifischen Ware, der Arbeitskraft, bringt es mit sich, dass mit der Abschließung des Kontrakts zwischen Käufer und Verkäufer ihr Gebrauchswert noch nicht wirklich in die Hand des Käufers übergegangen ist. (...) Die Veräußerung der Kraft und ihre wirkliche Äußerung, d. h. ihr Dasein als Gebrauchswert, fallen (...) der Zeit nach auseinander“ (Marx 1972, 188).

Aus dieser Urheberschaft nun allerdings auf eine strukturelle Affinität der Industriesoziologie zu Marx zu schließen wäre vorschnell. Luhmann (1985) etwa begründet den gleichen Sachverhalt damit, dass Personen zur Umwelt sozialer Systeme gehören; dies gilt auch für formalisierte soziale Systeme, also Betriebe oder Verwaltungen. Sie benötigen deswegen Regeln, um Zugehörigkeit zu erkennen. Diese sind, so Luhmann (1988), Mitgliedschaftsregeln, durch die klar definiert wird, wer dazugehört und wer nicht; man tritt Organisationen formell bei und aus ihnen auch wieder aus. Allerdings bleiben auch bei Mitgliedschaft Probleme offen. Denn Mitgliedschaft umfasst nie die „ganze“ Person. Jede Person ist zugleich Mitglied mehrerer Organisationen, also nicht nur des Betriebes, in dem Geld verdient wird, sondern auch noch beispielsweise in Gewerkschaften oder politischen Parteien. Zudem kann jede Person mehr als das, was in der jeweiligen Organisation abverlangt wird. Bei Mitgliedschaft handelt es sich also nie um Vollmitgliedschaft, um Vollinklusion. Organisationen entwickeln Luhmann zufolge deswegen Programme, um gewünschtes Verhalten zu konditionieren. Die Tatsache einer vertraglich vereinbarten Mitgliedschaft sagt also noch nichts aus über tatsächliches Handeln und Konditionierungsprogramme können Handeln vielleicht lenken, aber nicht bis ins Detail steuern.

Wie auch immer begründet: Betriebe haben das Problem zu lösen, „das Arbeitsvermögen in wirkliche Arbeit umzusetzen“ (Berger/Offe 1982, 351), und vor allem: in möglichst viel und an den betrieblichen Zielen ausgerichtete Arbeit umzusetzen. Strategien der Organisierung und der Technisierung sind auch auf die Bewältigung dieses Problems gerichtet, aber sie stellen letztlich nur flankierende Maßnahmen dar. Dass die Transformation von Arbeitskraft in Arbeit ein immer wieder zu lösendes Problem ist, hat seine Ursache darin, dass Arbeiter und Angestellte – wie alle Menschen – „opportunistisch“ sind; sie neigen dazu, sich ihren Vorteilen entsprechend zu verhalten, d. h. beispielsweise Leistung zurückzuhalten, Pausen eigenmächtig zu verlängern oder zu spät zum Dienst zu erscheinen. Arbeiter und Angestellte müssen auch arbeiten wollen; sie dürfen nicht nur körperlich anwesend sein und „Dienst tun“, sie müssen auch bereit sein, sich zu engagieren. Jeder Arbeitsprozess würde bei einem „Dienst nach Vorschrift“ nach kurzer Zeit kollabieren. Jede Produktion, und sei sie noch so effizient organisiert und technisiert, ist auf dieses „Mitmachen“ angewiesen. Eine Produktion selbst am Fließband wäre nicht möglich, wenn die Arbeiter nicht immer wieder kleinere Störungen, die

in jedem hochtechnisierten System an der Tagesordnung sind, selbsttätig ausbügeln würden, und auch die Verfahrensvorschriften in einer Verwaltung räumen Ermessensspielräume ein, die so oder anders genutzt werden können. Die Transformation von Arbeitskraft in Arbeit ist eine ständige Herausforderung, vor der jeder Großbetrieb, jeder Handwerksbetrieb und jede Verwaltung steht.

Die lakonische Frage von Berger (1995): „Warum arbeiten die Arbeiter?“ ist durch den Abschluss eines Arbeitsvertrages also keineswegs beantwortet und genau auf diese Frage sucht die Arbeits- und Industriesoziologie eine Antwort – selbstredend nicht im Sinne von Ratschlägen, wie Arbeiter zum Arbeiten zu bewegen sind, sondern im Sinne einer Analyse der in den Betrieben verfolgten Strategien, mit denen das Transformationsproblem bewältigt werden soll. Sie fragt danach, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Folgen gearbeitet wird, wie Betriebe Arbeiter dazu bringen, den betrieblichen Ansprüchen gemäß zu arbeiten, und welche Möglichkeiten Arbeiter haben, sich den betrieblichen Ansprüchen zu entziehen oder diesen auch zu entsprechen. Es geht der Arbeits- und Industriesoziologie also darum, „den Kauf und Verkauf von Arbeitskraft sowie ihren Einsatz als einen sozialen Prozess zu analysieren“ (Deutschmann 2002, 49). Die dazu vorgelegten Befunde fallen im Zeitverlauf ganz unterschiedlich aus; während früher die Transformationsproblematik vor allem als Herrschafts- und Kontrollthematik behandelt wurde, haben mittlerweile Kooperationsbezüge verstärkte Aufmerksamkeit gefunden. Vor allem aber scheinen sich die Verantwortlichkeiten für die Lösung des Transformationsproblems geändert zu haben, denn zunehmend haben die Arbeitskräfte selbst dieses Problem zu bewältigen. Die Debatte um eine Subjektivierung von Arbeit und den Arbeitskraftunternehmer jedenfalls behandelt im Grunde nichts anderes als die Chancen und Risiken, die mit der Delegation des Transformationsproblems an die Arbeitskräfte verbunden sind¹¹.

Die Art, wie Betriebe diese Transformationsproblematik angehen und bewältigen, hat nun erhebliche gesellschaftliche Folgen, da sie eine wesentliche Ursache sozialen Wandels ist. Wenn entsprechend tayloristischen Maximen die Arbeitsaufgaben tief gegliedert werden, so dass für die Erledigung nur Anlernqualifikationen erforderlich sind, hat das Rückwirkungen auf den Arbeitsmarkt; wenn im Unterschied dazu qualifiziertes Personal nachgefragt wird, um integrierte Aufgaben zu erledigen, ist die Berufsbildung gefordert. Und wenn die Transformationsproblematik gewissermaßen externalisiert wird, indem Produktionsstandorte geschlossen und in anderen Ländern wieder eröffnet werden, liegen die Folgen ohnehin auf der Hand. Mit anderen Worten: Ausgehend von der Analyse der Transformationsproblematik als Untersuchungsgegenstand ergeben sich für die Arbeits- und Industriesoziologie selbst als Bindestrich-Soziologie unmittelbare Bezüge zur Gesellschaftsformation insgesamt; die Gefahr einer Randständigkeit innerhalb der Soziologie jedenfalls vermag ich beim besten Willen nicht zu entdecken.

3.2 Unterschiede zur Betriebswirtschaftslehre

Die Transformationsproblematik als Gegenstandsbereich ist kein exklusives Betätigungsfeld von Industriesoziologinnen; auch andere Wissenschaften, wie etwa die Betriebswirtschaftslehre, beschäftigen sich damit. Von dieser unterscheidet sich die Arbeits- und Industriesoziologie

¹¹ Das Transformationsproblem ist übrigens keineswegs an Erwerbsarbeit gebunden; auch bei ehrenamtlicher Arbeit oder bei Hausarbeit geht es um nichts anderes als die (selbständig zu bewältigende) Übersetzung von Arbeitsfähigkeit in tatsächliche Arbeit, so dass die von Jürgens (2005) zu Recht beklagte Beschränkung der Arbeits- und Industriesoziologie auf Erwerbsarbeit nicht systematisch im Untersuchungsgegenstand des Fachs begründet ist.

in zumindest zweifacher Hinsicht: erstens wird in der Betriebswirtschaftslehre das Transformationsproblem in gewisser Weise als gelöst unterstellt. Mit der Modellannahme des homo oeconomicus hat man ein Muster sozialen Handelns zur Verfügung, das betriebliche Vorgänge zu erklären erlaubt. Sind die ökonomischen Kalküle des Arbeiters befriedigt, wird er, rational, wie er nun einmal ist, so arbeiten, wie man es von ihm verlangt – was allerdings (dies ist der Betriebswirtschaftslehre durchaus bewusst) noch nicht sicherstellt, dass dieser rationale Arbeiter seinen Arbeitsvertrag auch *gewissenhaft* erfüllt; doch mit geeigneten Maßnahmen der Entgeltgestaltung und der Personalführung und –motivation, kurz: mit intelligentem human resource management sowie einer effizienten Koordination des Produktionsprozesses ist das Problem in den Griff zu bekommen. Die Arbeits- und Industriesoziologie hingegen thematisiert die Kontingenzen und die nicht-intendierten Folgen sozialen Handelns; ihr Bezugspunkt ist nicht das Individuum im Arbeitsprozess, sondern sie hat die Strukturen im Blick, innerhalb derer die Individuen handeln und die durch ihr Handeln möglicherweise unbeabsichtigt erzeugt werden. Was der Betriebswirtschaftslehre völlig selbstverständlich ist, nämlich die Tatsache sozialer Ordnung, ist für die Industriesoziologie (und für jede andere Soziologie auch) gerade der zu erklärende Sachverhalt. Es ist eben nicht völlig selbstverständlich, sondern eher der unwahrscheinliche Fall, dass Arbeiter und Angestellte pünktlich zur Arbeit erscheinen, dass Manager die „richtigen“ Entscheidungen treffen oder dass betriebliche Rationalisierungsstrategien zum Erfolg führen – ganz abgesehen davon, dass oftmals noch nicht einmal klar ist, was denn diesen Erfolg überhaupt ausmacht.

Zweitens ist die Industriesoziologie eine Wissenschaft, die sich der „Fremdbeschreibung“ verpflichtet fühlt, während für die Betriebswirtschaftslehre eine „Selbstbeschreibung“ typisch ist (vgl. zu dieser Unterscheidung Kühl 2003). Letztere hat zu ihrem Gegenstandsbereich einen affirmativen Bezug; sie fragt danach, was in der Ökonomie als relevant angesehen wird, und versucht Lösungen in Form von Handlungsempfehlungen zu entwickeln. Die Arbeits- und Industriesoziologie hingegen zeichnet sich durch den „fremden“ Blick aus; unabhängig von Versuchen, Lösungen für Probleme in ihrem Untersuchungsfeld zu entwickeln, geht es in erster Linie um den kritisch-diagnostischen Blick, der auf Basis wissenschaftsimmanenter Kriterien eher aus der Retrospektive eine Analyse auch der nicht-intendierten Folgen einer Transformation von Arbeitskraft in Arbeit anstrebt. Deswegen ist die Industriesoziologie im Unterschied zur Betriebswirtschaftslehre keine „praktische“ Wissenschaft, die Rezepturen zur Verfügung stellen könnte. Ihre Stärke liegt mehr in der Diagnose, weniger in der Produktion von Wissen, das in Betrieben „verwandt“ werden kann. Dies schließt Anwendungsorientierung der Forschung (Latniak/Wilkesmann 2005) nicht aus und es schließt ebenso wenig aus, dass Industriesoziologen sich mit ihrem Wissen auch als Organisationsberaterinnen zur Verfügung stellen, doch dass die Zukunft der Disziplin (wie die der Soziologie) generell davon abhängen soll, ob sie ihre „Praxisrelevanz“ unter Beweis stellen kann (so Howaldt 2005), scheint mir dann doch einigermaßen fraglich. Jedenfalls kann es nicht darum gehen, dass die Arbeits- und Industriesoziologie eine Art besserer Betriebswirtschaftslehre wird.

4 Schluss

Die Arbeits- und Industriesoziologie ist besser als manche ihrer Fachvertreter und -innen behaupten; zumindest hat sie – da haben Pfeifer/Jäger (2006) völlig Recht – mehr vorzuweisen, als von vielen erkannt wird. Dies bedeutet nicht, dass nun völlige Entwarnung gegeben

werden kann, denn ein Defizit ist in der Tat vorhanden: Der Disziplin fehlt ganz offenbar ein internationaler Bezug; die Arbeits- und Industriesoziologie ist abgekoppelt vom internationalen Diskurs und eine weitgehend deutsche Veranstaltung – ohne Ausstrahlung nach und mit nur wenig Anregung von „außen“. Es ist wohl kein Zufall, dass dieses Defizit in der bisherigen „Krisendebatte“ noch nicht einmal erwähnt wird.

Dieses Problem wird allerdings nicht durch eine gesellschaftstheoretische Fundierung des Fachs geheilt; dieser immer wieder gern erhobene Anspruch ist ohnehin nicht einzulösen, und dies ist, wie ich hoffentlich habe deutlich machen können, kein Problem des Fachs, sondern des Anspruchs. Er ist anachronistisch, herrührend aus einer Zeit, in der Arbeit tatsächlich als Strukturkategorie gelten konnte, mittels derer die moderne Gesellschaft erklärt werden konnte, und er ist überflüssig, sogar kontraproduktiv, weil selbst interessanten, manchmal sogar spannenden Befunden der Forschung auf diese Weise die Relevanz bestritten wird. Natürlich ist dies kein Plädoyer für einen Verzicht auf Theoriearbeit. Die ist weiterhin dringend nötig, aber man sollte sich auf Theorien mittlerer Reichweite beschränken; da gibt es noch genügend zu entdecken. Dies freilich setzt voraus, dass solche Bemühungen nicht nur punktuell bleiben und dass zusätzlich Anregungen von „außen“ aufgenommen werden¹². Sollte dies gelingen und damit der Anschluss der Disziplin an die internationale Diskussion hergestellt werden können, dann muss der Arbeits- und Industriesoziologie um ihre Zukunft nicht bange sein.

Um noch einmal auf das eingangs angesprochene Album von Supertramp zurückzukommen: Einige werden sich noch an das Cover erinnern, auf dem ein junger Mann zu sehen war, der, einen Cocktail neben sich, inmitten einer völlig verödeten und vermüllten Welt bequem und gut gelaunt auf einem Liegestuhl unter einem Sonnenschirm lag. Es liegt mir fern, den Arbeits- und Industriesoziologen und -innen diese Art von Galgenhumor zu empfehlen; aber ein bisschen mehr fröhliches Vertrauen in die Relevanz der eigenen Sache oder mindestens ein bisschen weniger Problemhaltigkeit schiene mir doch angebracht.

5 Literatur

- Altmann, Norbert, Günter Bechtle (1971): *Betriebliche Herrschaftsstruktur und industrielle Gesellschaft - Ein Ansatz zur Analyse*. München
- Altmann, Norbert, Günter Bechtle, Lutz, Burkart (1978): *Betrieb - Technik - Arbeit - Elemente einer soziologischen Analytik technisch-organisatorischer Veränderungen*. Frankfurt a. M./New York
- Baethge, Martin, Joachim Denking, Ulf Kadritzke (1995): *Das Führungskräfte-Dilemma - Manager und industrielle Experten zwischen Unternehmen und Lebenswelt*. Frankfurt a. M./New York
- Bechtle, Günter (1980): *Betrieb als Strategie - Theoretische Vorarbeiten zu einem industriesoziologischen Konzept*. Frankfurt a. M./New York
- Beckenbach, Niels (1991): *Industriesoziologie*. Berlin/New York
- Berger, Johannes (1995): *Warum arbeiten die Arbeiter? Neomarxistische und neodurkheimianische Erklärungen*; in: *Zeitschrift für Soziologie* 24, 6, 407-421
- Berger, Johannes, Claus Offe (1982): *Die Zukunft des Arbeitsmarkts. Zur Ergänzungsbedürftigkeit eines versagenden Allokationsprinzips*; in Gert Schmidt, Hans-Joachim Braczyk, Jost von dem Knesebeck (Hg.): *Materialien zur Industriesoziologie*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 24, 348-371

¹² Mit „außen“ meine ich natürlich in erster Linie die anglo-amerikanische Organisationsforschung und Wirtschaftssoziologie.

- Bläsche, Alexandra, Sabine Gensior (2003): Veränderungsdynamik im Bereich hochqualifizierter Tätigkeiten - am Beispiel ausgewählter Freier Berufe; in: Heike Jacobsen, Stephan Voswinkel (Hg.): Dienstleistungsarbeit - Dienstleistungskultur. SAMF Arbeitspapier 2003-1. Dortmund, 77-96
- Böhle, Fritz (2002): Vom Objekt zum gespaltenen Subjekt; in: Manfred Moldaschl, G. Günter Voß, (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München und Mering, 101-133
- Bosch, Aida (1997): Vom Interessenkonflikt zur Kultur der Rationalität – Neue Verhandlungsbeziehungen zwischen Management und Betriebsrat. München und Mering
- Braczyk, Hans-Joachim, Jost von dem Knesebeck, Gert Schmidt (1982): Nach einer Renaissance. Zur gegenwärtigen Situation von Industriesoziologie in der Bundesrepublik Deutschland; in: Gert Schmidt, Hans-Joachim Braczyk, Jost von dem Knesebeck, (Hg.): Materialien zur Industriesoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 24, 16-56
- Brandt, Gerhard (1984): Marx und die neuere deutsche Industriesoziologie; in: Leviathan 22, 2, 195-215
- Brandt, Gerhard (1990): Arbeit, Technik und gesellschaftlich Entwicklung. Transformationsprozesse des modernen Kapitalismus. Frankfurt a. M.
- Brose, Hanns-Georg (1998): Proletarisierung, Polarisierung oder Upgrading der Erwerbsarbeit? Über die Spätfolgen erfolgreicher Fehldiagnosen in der Industriesoziologie; in: Jürgen Friedrichs, Rainer M. Lepsius, Karl Ulrich Mayer (Hg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 38. 130-163
- Dahrendorf, Ralf (1983): Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht; in: Joachim Matthes (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt a. M./New York, 25-37
- Deiß, Manfred, Klaus Schmierl (2005): Die Entgrenzung industrieller Beziehungen: Vielfalt und Öffnung als neues Potential für Interessenvertretung?; in: Soziale Welt 56, 2/3, 295-316
- Deutschmann, Christoph (2001): Die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie - ein Anachronismus?; in: Leviathan 39, 1, 58-69
- Deutschmann, Christoph (2002): Postindustrielle Industriesoziologie - Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten. Weinheim und München
- Deutschmann, Christoph, Michael Faust, Peter Jauch, Petra Notz (1995): Veränderungen der Rolle des Managements im Prozeß reflexiver Rationalisierung; in: Zeitschrift für Soziologie 24, 6, 436-450
- Faust, Michael, Peter Jauch, Petra Notz (2000): Befreit und enturzelt: Führungskräfte auf dem Weg zum „internen Unternehmer“. München und Mering
- Heidenreich, Martin (1996): Die subjektive Modernisierung fortgeschrittener Industriegesellschaften; in: Soziale Welt 47, 1, 24-43
- Herkommer, Sebastian (1972): Vom Elend der Industriesoziologie; in: Sozialistische Politik 4, 16, 71-88
- Hildebrandt, Eckart, Rüdiger Seltz (1989): Wandel betrieblicher Sozialverfassung durch systemische Kontrolle?. Berlin
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2000): Industriesoziologie: Jenseits des „goldenen Zeitalters“?; in: Richard Münch, Claudia Jauß, Carsten Stark (Hg.): Soziologie 2000. Soziologische Revue, Sonderheft 5, 117-129
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2005): Wirtschafts- und Industriesoziologie – Grundlagen, Fragestellungen, Themenbereiche. Weinheim
- Holtgrewe, Ursula, Christian Kerst (2002): Zwischen Kundenorientierung und organisatorischer Effizienz - Callcenter als Grenzstellen; in: Soziale Welt 53, 2, 141-160
- Howaldt, Jürgen (2005): Die Soziologie in Zeiten der Wissensgesellschaft – Kritische Anmerkungen zu einer unzeitgemäßen Unterscheidung; in: Soziologie 34, 4, 424-441
- Jacobsen, Heike, Stephan Voswinkel (2003): Dienstleistungsarbeit und Dienstleistungskultur – eine Einführung; in: Heike Jacobsen, Stephan Voswinkel (Hg.): Dienstleistungsarbeit – Dienstleistungskultur. SAMF Arbeitspapier 2003-1. Dortmund, 3-14

- Jürgens, Kerstin (2005): Perspektiverweiterung statt Kriseninszenierung. Ein Beitrag zum Diskurs über die Zukunft der Arbeits- und Industriesoziologie; in: *Arbeit – Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik*, 14, 3, 173-190
- Kleemann, Frank, Ingo Matuschek (Hg.) (2003): Immer Anschluss unter dieser Nummer – Rationalisierte Dienstleistung und subjektive Arbeit in Call Centern. Berlin
- Kneer, Georg, Armin Nassehi, Markus Schroer (Hg.) (2001): *Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie*. München
- Kotthoff, Herrmann (1994): *Betriebsräte und Bürgerstatus – Wandel und Kontinuität betrieblicher Mitbestimmung*. München und Mering
- Kotthoff, Hermann (2005): "Call me Barney"; in: Michael Faust, Maria Funder, Manfred Moldaschl (Hrsg.): *Die "Organisation" der Arbeit*. München und Mering, 73-107
- Kratzer, Nick (2003): *Arbeitskraft in Entgrenzung – Grenzenlose Anforderungen, erweiterte Spielräume, begrenzte Ressourcen*. Berlin
- Kühl, Stefan (2003): Das Theorie-Praxis-Problem in der Soziologie; in: *Soziologie* 32, 4, 7-19
- Kühl, Stefan (2004): Von der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriesoziologie; in: *Soziologie* 33, 2, 7-16
- Latniak, Erich, Uwe Wilkesmann (2005): Anwendungsorientierte Sozialforschung. Ansatzpunkt zu ihrer Abgrenzung von Organisationsberatung und akademischer Forschung; in: *Soziologie* 34, 1, 65-82
- Lohr, Karin (2003): Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie?; in: *Berliner Journal für Soziologie* 13, 4, 511-529
- Luhmann, Niklas (1985): *Soziale Systeme - Grundriß einer allgemeinen Theorie*, 2. Auflage. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1988): Organisation; in: Willi Küpper, Günter Ortmann (Hg.): *Mikropolitik – Rationalität, Macht und Spiele in Organisationen*. Opladen, 165-185
- Marx, Karl (1972): *Das Kapital – Erster Band*, Marx Engels Werke 23. Berlin
- Maurer, Andrea (2004): Elend und Ende der Arbeits- und Industriesoziologie? Einige Anmerkungen zu Erkenntnisprogrammen, Theorietraditionen und Bindestrich-Soziologien; in: *Soziologie* 33, 4, 7-19
- Minssen, Heiner (1992): *Die Rationalität von Rationalisierung - Betrieblicher Wandel und die Industriesoziologie*. Stuttgart
- Minssen, Heiner (2006a): *Arbeits- und Industriesoziologie – Eine Einführung*. Frankfurt a. M./New York
- Minssen, Heiner (2006b): Challenges of Teamwork in Production: Demands of Communication; in: *Organization Studies* 27, 1, 103-127
- Müller-Jentsch, Walther, Hans-Joachim Sperling, Irmgard Weyrather (1997): *Neue Technologien in der Verhandlungsarena – Schweden, Großbritannien und Deutschland im Vergleich*. München und Mering
- Naschold, Frieder (1997): Focus Produktion – Industriesoziologie in Perspektive; in: *SOFI-Mitteilungen* 25, 13-23
- Offe, Claus (1983): Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie?; in: Joachim Matthes (Hg.): *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982*. Frankfurt a. M./New York, 38-65
- Ortmann, Günter, Arnold Windeler, Albrecht Becker, Hans-Joachim Schulz (1990): *Computer und Macht in Organisationen – Mikropolitische Analysen*. Opladen
- Pfeiffer, Sabine, Wieland Jäger (2006): Ende des Elends. Zur Debatte über die Situation der Arbeits- und Industriesoziologie; in: *Soziologie* 35, 1, 7-25
- Pongratz, Hans J. (2005): Industriesoziologie als Institution. Eine organisationstheoretische Deutung ihrer organisationstheoretischen Defizite; in: Michael Faust, Maria Funder, Manfred Moldaschl (Hg.): *Die „Organisation“ der Arbeit*. München und Mering, 21-41
- Pries, Ludger (1991): *Betrieblicher Wandel in der Risikogesellschaft - Empirische Befunde und konzeptionelle Überlegungen*. Opladen

- Sauer, Dieter (2005): Arbeit im Übergang - Zeitdiagnosen. Hamburg
- Schimank, Uwe, Ute Volkmann (Hg.) (2000): Soziologische Gegenwartsdiagnosen, Band I: Eine Bestandsaufnahme. Opladen
- Schmidt, Gert (2002): Industriesoziologie; in: Günter Endruweit, Gisela Trommsdorf (Hg.): Wörterbuch der Soziologie, 2., völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, 231-238
- Schmidt, Werner (2004): Industrielle Beziehungen, Entgelt und Arbeitszeit; in: Arbeit – Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik 13, 2, 137-147
- Schmierl, Klaus, Sabine Pfeiffer (2005): Lego-Logik der kapitalistischen „Netzwerkökonomie“ – Theoretische Spekulationen zum Wandel von Betrieb und Technik; in: Michael Faust, Maria Funder, Manfred Moldaschl (Hg.): Die „Organisation“ der Arbeit. München und Mering, 43-66
- Schumann, Michael (2002): Das Ende der kritischen Industriesoziologie?; in: SOFI-Mitteilungen 30, 11-25
- Touraine, Alain (1972): Die postindustrielle Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Voss-Dahm, Dorothea (2003): Zwischen Kunden und Kennziffern - Leistungs politik in der Verkaufsarbeit des Einzelhandels; in: Markus Pohlmann, Dieter Sauer, Gudrun Trautwein-Kalms, Alexandra Wagner (Hg.): Dienstleistungsarbeit – Auf dem Boden der Tatsachen. Berlin, 67-111
- Voswinkel, Stephan (2000): Das mcdonaldistische Produktionsmodell – Schnittstellenmanagement interaktiver Dienstleistungsarbeit; in: Heiner Minssen (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen - Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin, 177-201

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Heiner Minssen
Ruhr-Universität Bochum
Institut für Arbeitswissenschaft
Universitätsstraße 150
44780 Bochum
E-Mail: heiner.minssen@rub.de

Schlagwörter: Strukturwandel, Zukunft der Arbeit, Theorien und Ansätze